

George Tenner

Der Schrei des Pelikans

Roman

Bibliografische Informationen der Deutschen Bibliothek:

Die Deutsche Bibliothek verzeichnet diese Publikation in *Der deutschen National Bibliografie*; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über *www.d-nb.de* abrufbar.

Inhalt

Danksagung	7
Der Schrei des Pelikans	9
Anhang: Erläuterung der im Text nicht näher erklärten Begriffe	330
Über den Autor	342
Weitere Titel und Empfehlungen	343

Danksagung

„Der Kampf zwischen Palästinensern und Juden ist nicht ein Konflikt zwischen Recht und Unrecht“, sagte Chaim Weizmann, erster Präsident des Staates Israel. „Das sind zwei Rechte, die gegeneinander kämpfen!“ Diese Sätze veranlassten mich 1979 mit einer umfassenden Recherche über die Geißel unserer Zeit, den internationalen Terrorismus zu beginnen. 1987 fing ich an, das Material für einen Roman aufzuarbeiten.

Inzwischen hat es einen terroristischen Anschlag nach dem anderen gegeben – in Israel, auf Bali, auf Djerba, in Kenia und Tansania, in New York. Nahezu jedes Mal ging der Anschlag vom Nahen Osten aus, wie am 7. August

1998, als vor der diplomatischen Vertretung in der Hauptstadt Nairobi ein Lieferwagen explodierte und 213 Menschen starben. Es handelte sich um den schwersten Terroranschlag, der je im südlichen Afrika verübt worden war. Die Botschaft wurde schwer beschädigt, ein Gebäudeteil fiel wie ein Kartenhaus zusammen. Rund 5000 Menschen wurden verletzt, viele davon durch Trümmer teile und zerborstene Fensterscheiben. In der Botschaft selbst starben 44 Menschen, darunter zwölf US-Bürger.

Aber erst der Anschlag auf das israelische Hotel in Mombasa und der Beschuss der EL AL- Maschine im November 2002, der exakt in der gleichen Weise ausgeführt wurde, wie 27 Jahre zuvor, veranlassten mich, den Roman fertig zu stellen.

Dieses Buch ist ein Kuriosum in unserer Zeit, denn es ist *für alle streitenden Parteien im Nahen Osten* geschrieben, in der Hoffnung, dass bei den Menschen die Vernunft über den biblischen Spruch: *Auge um Auge, Zahn um Zahn* siegen möge. Deshalb weist der Autor auch jede messianische Wertung der Vorgänge im Nahen Osten weit von sich.

Danken möchte ich allen, die mir bei der Erstellung des

Manuskriptes behilflich waren: dem orthodoxen Juden David Kaufmann aus Nathania, der engagierten Sozialarbeiterin Daphne aus Jerusalem, dem Araber Said, seiner Familie und seinen Freunden in Tulcarem auf der Westbank, die heute auch meine Freunde sind, und nicht zuletzt meinen beiden Mitarbeiterinnen zu Hause im Land Brandenburg.

Um wegen der Brisanz der Thematik niemanden zu gefährden, möchte ich pauschal auch die Mitarbeiter der Staatsbibliothek Preußischer Kulturbesitz und die Fachleute des Institutes für Zeitgeschichte, beides in Berlin, erwähnen, die meine Arbeit mit Engagement gefördert haben.

Geula Assmann-Cohen hat mich durch ihre erschütternden Briefe die Grausamkeit eines Krieges unserer Zeit, des internationalen Terrorismus, miterleben lassen. Sie ist auch an den irreparablen psychischen Folgen dieses Konfliktes zugrunde gegangen, sodass mein Dank an sie leider ungehört bleibt.

George Tenner , August 2012

„Wahrlich, wir haben dir dieses Buch gesandt, damit du unter den Menschen richtest, wie Gott es dir offenbart hat.“

(Koran, Sure 4, Vers 105)

1. Kapitel

Berlin, im Spätsommer 1975

Es war einer dieser Tage, an dem die drückende Hitze einer feuchten Schwüle gewichen war, die den Schweiß in Strömen aus den Poren drückte. Draußen an den Seen der Stadt, am Wann- oder Müggelsee wäre es erträglich gewesen, aber hier wo der Verkehr tobte, in unmittelbarer Nähe des Bahnhofs Zoo, waren die Abgase der Fahrzeuge unerträglich und machten das Atmen schwer.

Jochen Fuchs steuerte seinen Wagen in die Kantstraße, legte die wenigen Meter bis zur Einmündung der Fasanenstraße zurück, und reihte sich ein, um linksseitig abzubiegen. Rechts lag das Theater des Westens. Menschen standen in Trauben davor. Bereits in der Einmündung zur Fasanenstraße standen Polizeiwagen. Männer in Uniform achteten auf jedes Fahrzeug, das in die Straße abbog. Die Seitenstraße war schmal und als Einbahnstraße gekennzeichnet. Das auffällige Haus war weiträumig abgesperrt. Durch braunes Licht angestrahlt, kamen die Reste des Entrees der 1912 eingeweihten und 1938 zerstörten »großen Synagoge« in Fuchs' Blickfeld. Diese Reste wiesen den Eingang in das Gemeindehaus.

Auf der Einbahnstraße forderten winkende Polizisten die Weiterfahrt in Richtung Kurfürstendamm. Nur einigen VIPs war die Einfahrt in den für diese Veranstaltung provisorisch angelegten Parkplatz gestattet. Als ausgewiesener, weltbekannter Journalist genoss es Jochen Fuchs sichtlich, dass man ihn erkannte und einen Platz für sein Fahrzeug zuwies.

Er stellte den Wagen ab und ging zum Gemeindehaus.

Fuchs nickte dem Pförtner zu und begab sich zum Eingang des Saales, in dem die Veranstaltung stattfand.

Vor der Tür stand ein Schild, auf dem die Proklamation:

Der Staat Israel wird der jüdischen Einwanderung und der Sammlung der Juden im Exil offen stehen.

(Aus der Unabhängigkeitserklärung 14. Mai 1948)

zu lesen war.

Der Raum war sehr voll. Überall standen Menschen herum und diskutierten. Die Veranstaltung der „Jewish Agency“ brachte die in Berlin lebenden Juden zur Diskussion, ob man als Jude in Deutschland oder aber im Heiligen Land leben sollte.

Gerade hob das kleine Orchester an zu spielen, und eine Sängerin griff sich das Mikrophon und intonierte das Lied von der jüdischen Mama.

Jochen Fuchs ging langsam den Gang entlang und schaute in die Gesichter der Menschen, die aufmerksam dem Vortrag des Liedes lauschten. Er erkannte den Berliner Filmmogul Artur „Atze“ Brauner, der mit seiner Frau Maria gekommen war. Der Mann war besonders berührt von dem Text, denn er konnte seine Tränen nicht verbergen. Fuchs nickte ihm zu.

Dann sah er den Rabbiner Manfred Lubliner. Der Rebbe machte ihm ein Zeichen, dass er einen Augenblick warten möge, und deutete zur Ausgangstür. Kurze Zeit später trafen sie sich auf dem Gang vor dem Saal, aus dem jetzt die Menschen strebten.

„Ich freue mich, dass Sie gekommen sind!“ sagte der Rabbiner und drückte Jochen Fuchs die Hand. „Ich habe der Frau gesagt, dass Sie sich vielleicht für ihr Schicksal interessieren!“

Fuchs sagte nichts. Sein Interesse an diesem Fall hielt sich bis jetzt in Grenzen, und wenn die Frau ihn nicht davon überzeugen konnte, dass sie eine wirklich außergewöhnliche Entwicklung durchgemacht hatte, die

auch in Zukunft für die Leser der Fuchs'schen Artikel von Interesse sein würde, könnte er nichts für sie tun. Aber das wollte er auf sich zukommen lassen.

Der Rabbiner verabschiedete sich von einigen Leuten. Am Ende des Tresens, hinter dem die Garderobe hing, sah er eine etwas korpulentere, junge Frau stehen und abwechselnd den Rabbiner, dann ihn mustern. Das ist sie, dachte Jochen Fuchs. Und dann kam sie schon auf ihn zu.

„Ich bin Ursula, Entschuldigung Geula Springmann!“ Die Frau streckte ihm die Hand hin.

„Was ist so wichtig, dass Don Manfredo mich bittet, Sie anzuhören?“ Fuchs hatte den Spitznamen des Rabbiners benutzt, den dieser seit seinem Exil in Chile nicht ganz ohne Stolz trug.

„Ich werde nach Israel auswandern!“ sagte die Frau.

„Und deshalb nicht mehr Ursula ...“

Sie nickte: „Geula, die Erleuchtete!“

„Hoffentlich sind Sie wirklich erleuchtet worden, denn glauben Sie mir, im Nahen Osten zu leben, bedeutet eine kolossale Umstellung der Lebensgewohnheiten und der Lebensverhältnisse. Alles, was Sie sich vorstellen, wird nicht so in Erfüllung gehen, wie es in Ihrer Einbildung darstellt!“

„Ich war zum Urlaub dort und weiß, was mich erwartet!“

Der Rabbiner kam, begrüßte Jochen Fuchs nochmals per Handschlag und zog die beiden mit sich in einen kleinen Raum, in dem sie nun allein waren.

„Was sagt Ihnen das Wort *Alija*?“ fragte der Journalist die Frau scheinbar gleichgültig.

„Es ist das hebräische Wort für Einwanderung!“

„Es ist mehr, viel mehr!“ wand der Rabbiner Lubliner ein.

„Sie haben Recht. Für mich war es bisher der Inbegriff möglichen Lebens!“

Jochen Fuchs lächelte einen Augenblick.

„Das heißt, wenn ich Sie richtig verstehe, gibt es für Sie nur den einen Weg, nämlich Alija!“ sagte er.

„Sie sagen es!“

Die Frau klang unsicher. Sie hatte gewusst, dass Fuchs ihr Fragen stellen würde. Bei seiner Art mit ihr zu reden, hatte sie allerdings eine unangenehme Vorahnung.

„Was wollen Sie von mir?“ fragte sie.

Sie dachte einen Augenblick über den Mann nach, der vor ihr saß. Er aus wie ein Franzose. Aber die Art, wie er sprach, deutete auf einen intellektuellen Deutschen hin, und es war allgemein bekannt, dass Fuchs sowohl die deutsche als auch die französische Staatsbürgerschaft besaß.

„Sie wollen unbedingt nach Israel?“

Wieder nickte die Frau.

„Sie hat sich gut vorbereitet, war fleißig im Religionsunterricht unserer Gemeinde und wurde nach der Prüfung durch das Rabbinat von der Gemeinde übernommen“, sagte der Rabbiner. „das ist eine gute Voraussetzung für eine Übersiedlung nach Israel, aber dazu gehört auch viel Mut!“

Die Frau schüttelte den Kopf. „Wenn man jüdisch geboren ist, nicht!“

„Sie glauben, jüdisch geboren worden zu sein?“ warf Fuchs ein.

„Ich wuchs im Hause eines ...“ Sie stockte einen Augenblick. „Ich dachte, mein Vater sei ein SS-Offizier. In seinem Hause wuchs ich auf. Meine vermeintliche Mutter war sehr lieb zu mir. Als mein Vater aus der Gefangenschaft kam, gründete er eine Spedition. Jetzt ist das ein großer Betrieb. Er existiert noch heute in Darmstadt ...“

„Ihr Vater war bei der SS?“ fragte der Journalist ungläubig.

Die Frau nickte.

„Das ist es, was die ganze Angelegenheit so prekär macht“, stellte der Rabbiner fest.

„Meine Mutter starb ziemlich früh, und meine Großmutter übernahm meine Erziehung. Vor zwei Jahren starb auch meine Großmutter.“

„Das ist der Lauf des Lebens.“ sagte Jochen Fuchs lapidar.

„Auf dem Sterbebett hat sie mir folgendes gestanden: Mein Vater war wegen einer Verwundung Aufseher in einem Konzentrationslager geworden. Während seiner Abwesenheit hatte seine Frau eine Totgeburt. Einige Tage später gebar eine Angestellte, eine Jüdin, ein Kind.“

Sie brauchte einen Augenblick der Besinnung. Dann fuhr sie fort: „Dieses Kind war ich. Wenige Tage später wurde meine eigentliche Mutter festgenommen und nach Auschwitz transportiert. Mit Hilfe des Hausarztes wurde eine Geburtsurkunde erstellt, die mich zur Tochter des SS-Mannes machte ...“

Schweigen legte sich wie eine Wand zwischen die Frau und die beiden Männer. Tränen liefen über die Wangen der Frau.

„Na, na“, murmelte der Rabbiner betreten. „Ich kann verstehen, dass das für dich nicht so ganz einfach ist!“

„Durch die Unterschrift des Arztes stand ich plötzlich auf einer ganz anderen Seite! Ich habe den Nazis, die mein Volk umgebracht haben, mein Leben zu verdanken!“

Sie schluchzte auf, und Fuchs fühlte sich peinlich berührt.

„Verstehen Sie nun, warum ich unbedingt nach Israel muss!“

Jochen Fuchs ließ keine Regung erkennen.

„Als Jude ist es ein Recht, in Israel zu leben“, sagte sie. „Abgesehen davon, dass man in Deutschland überall aneckt. Die Juden ecken doch immer an. Ganz gleich, was sie machen!“

„Also wollen Sie etwas vom israelischen Staat!“ sagte der Journalist. „Wenn Sie das so betrachten, ja. Es ist der Staat, nach dem ich mich seit Jahren gesehnt habe!“ „Na also! Dann kommen wir der Sache schon näher!“ wand der Rabbiner ein. „Sie könnten in Israel Schwierigkeiten haben!“ sagte Fuchs.

Sie lachte. „Warum?“

„Haben Sie daran gedacht, dass sich der Staat Israel bedroht fühlt? Ich meine, dass er alles unternimmt, sich jede auch nur mögliche Quelle zu eigen zu machen, an Informationen heranzukommen?“

„Das kann ich verstehen!“ Geula schniefte noch einmal, dann hatte sie sich wieder einigermaßen im Griff. „Meiner Erkenntnis nach wird jeder Einwanderer durch die Sicherheitsdienste gecheckt!“

„Na und?“

„Das kann verdammt unangenehm sein!“ sagte Fuchs. „Nehmen wir einmal an, sie wollte ein klein wenig Geld oder ... Nein, ich schlage vor, wir spielen jetzt ein Spiel. Ich bin der Mann vom Shin Beth, der Sie befragt! Okay?“

Geula Assmann schaute zum Rabbiner Lubliner. Als der nickte, sagte sie: „Okay.“

„Haben Sie die Deklaration richtig ausgefüllt?“

„Ganz bestimmt!“

„Und wie steht es mit dem Geld?“

In Gedanken an die fünfhundert Dollar, die sie in ihren Büstenhalter stecken würde, errötete sie.

„Also haben wir die erste Schwachstelle! Sie kommen in unser Land, mit dem Vorsatz, hier als Jüdin leben zu wollen ... Ist diese Feststellung richtig?“

„Sonst hätte ich ja kaum alles aufgegeben“, konterte sie.

„Möglich“, sagte Jochen Fuchs, „möglich, dass das Dossier aus Berlin über Ihr Leben stimmt!“

„Was soll das?“

„Es könnte ebenso eine Legende sein!“

„Ich habe vor, hier zu leben ... Als Jüdin, als Israelin ...“
Fuchs wartete einen Augenblick. Dann sagte er: „Haben Sie

daran gedacht, dass Sie zum Militär müssen?“

„Alle müssen zum Militärdienst! Das ist mir bekannt.“

Der Journalist schaute an ihr herunter.

„Sie werden Schwierigkeiten haben!“ sagte er, auf ihre Fülle anspielend.

„Das mag sein. Aber ich bin sicher, dass ich das schaffen werde!“

„Da bin ich absolut nicht sicher ... Allein die Grundausbildung ist kein Zuckerlecken. Und dann der Einsatz. Stellen Sie sich einmal vor, wir müssten Sie an der Front einsetzen!“

„Ich dachte, derzeit besteht mit keinem Land ein akuter Kriegszustand!“

Jochen Fuchs lächelte süffisant. „Derzeit ... Zeit ... Was ist in Israel Zeit?“

Sie war erschlagen von so viel Chuzpe des Mannes, den Sie eigentlich um Hilfe bitten wollte.

„Sie sind Krankenschwester ...“

„Ja, Krankenschwester.“

„Sie wollen sicher wieder in einem Krankenhaus arbeiten!“

„Daran hatte ich gedacht, in der Tat!“

Fuchs sagte er: „Das wird sehr schwer werden!“

„Was soll das heißen?“

„Das soll heißen, dass ihr deutsches Staatsexamen in Israel nicht anerkannt wird!“

Ursula Altmann traf der Schlag an der richtigen Stelle, so, wie es der Mann vor ihr erwartet hatte.

Langsam kullerten die ersten Tränen über ihr Gesicht, während sie stammelte: „Aber die Kontaktstelle in Frankfurt ... Alles würde man anerkennen, hat Moshe Moses gesagt!“

„Vielleicht hat er sich geirrt. Ich werde nachfragen! Fest steht, Sie werden nicht in Ihrem Beruf arbeiten können!“

Fuchs wartete einen Augenblick, bis sie sich wieder etwas beruhigt hatte.

„Wollen Sie wieder zurückfahren?“

Ursula Altmann schwankte bei seiner Frage einen Augenblick. Sie dachte an das Grab ihres Mannes hier in Berlin, an die schöne Zweizimmerwohnung, die sie nun aufgeben würde. Sie dachte auch an das Krankenhaus in Berlin-Lankwitz. Sicher könnte sie dort ihre Arbeitsstelle behalten, obwohl es in der Vergangenheit immer Widerstand seitens der Oberin gegen ihre Privilegien gegeben hatte. Diese Privilegien bestanden darin, dass man ihr die jüdischen Feiertage nicht gönnte, die sie in Anspruch genommen hatte. Es war eine Art versteckter Antisemitismus, der sie immer bestärkt hatte, ins Land ihrer Väter zu ziehen, so wie einst ihr Volk aus Ägypten auszog.

„Le schana haba e'be Yerushalayim!“ hatte es schon damals geheißt. Und so hieß es auch noch heute, in jedem Jahr zum Pessachfest.

„Ich werde nicht zurückfahren!“ sagte die junge Frau fest.

„Fein. So haben wir doch wenigstens erst einmal geklärt, was Sie überhaupt wollen. Denn nur wer unter Schmerzen sein neues Land in Besitz nimmt, erkennt es auch als vollwertig an!“

„Ich soll also nicht in einem Krankenhaus arbeiten?“

„Das habe ich so nicht gesagt!“

„Sie sagten: „Fest steht, Sie werden nicht in Ihrem Beruf arbeiten können!“

„Vielleicht war ich mit meinem Satz noch nicht zu Ende! Zuerst werden wir Sie in einem »Ulpan« in der Nähe von Nathaniya unterbringen. Dort werden wir beobachten, wie Sie sich machen. Wichtig ist, dass Sie Ivrit lernen!“

„Und dann?“ Sie schaute Jochen Fuchs herausfordernd an.

„Finde einen Lehrer für dich – und erwirb dir einen Lehrgenossen, heißt es im Mischna Avot... Sie schauen mich so ungläubig an. Ich meine in der Wiederholung des ersten Teiles des Talmuds!“

„Können Sie das inhaltlich umsetzen?“

Fuchs betrachtete sie mit wohlwollendem Schmunzeln. Dann sagte er: „Sie könnten zuerst als unexaminierte Hilfschwester arbeiten. Nach dem erfolgreichen Abschluss im Ulpan, versteht sich. Und wir ...“

„Wir?“

„Sie wollen sich doch möglichst den Militärdienst ersparen? Oder?“

Ursula Altmann nickte. Sie hatte begriffen, dass Fuchs einen Mann simulierte, der von irgendeinem der Dienste kam und dabei war, sie anzuwerben. Dabei war er nicht zimperlich.

„Wir werden möglicherweise dafür sorgen, dass Ihre Papiere so vervollständigt werden, dass Sie einen ordentlichen Arbeitsplatz in einem der großen Krankenhäuser haben werden. Ich habe für diesen Fall auch schon ein Krankenhaus im Auge, wo Ihre Dienste wichtig wären!“

„Bitte helfen Sie mir bei der Eingliederung“, flehte die Frau.

„Sie wissen natürlich, was der bundesdeutsche »Verfassungsschutz« darstellt?“

Ursula Altmann nickte.

„Wir sind das israelische Gegenstück dazu ...“ sagte Fuchs.

„Der Shin Beth hat für die innere Sicherheit zu sorgen und für die Abwehr feindlicher Agenten! Das ist eine notwendige Sache! Stimmen Sie mir darin zu?“

Die Frau nickte. Alles ging für sie viel zu schnell. Aber

vom Verfassungsschutz hatte sie gehört. Und es war ihr auch klar, dass ein Staat, wie Israel ihn darstellte, Feinde hatte. Diese Feinde lebten schon lange in diesem Lande. Sie nannten sich Palästinenser und waren Araber. Davon hatte sie in Deutschland gehört.

Einen Augenblick fragte sie sich, was sie wohl gegen die Araber haben würde. Noch war sie ihnen nur bei ihrem ersten Besuch im Heiligen Lande begegnet. Die Menschen, die sie getroffen hatte, waren stets freundlich zu ihr gewesen. Aber da gab es die Meldungen von Bomben, die Busse zerrissen und die Fahrgäste, die diese Busse benutzten. Es gab die Berichte von den Anschlägen im Norden des Landes, wo »palästinensische« Katjuschas harmlose Dorfbewohner töteten, von Überfällen, Geißelnahme und Morden.

„Was würde ich zu tun haben?“

Jochen Fuchs lächelte.

„Was kann eine Frau schon tun? Tun Sie nichts anderes, als mit dem griechischen Offizier auf der Fähre. Dann setzen Sie Ihr Können für die Erhaltung des Staates ein. Und wir können etwas für Ihr berufliches Fortkommen tun!“

„Was ist das mit der Fähre“, fragte Geula Assmann unsicher und schaute den Rabbiner an.

„Denk einfach daran, du hättest eine Affäre bei der Überfahrt an Bord.“ sagte der Rabbiner.

„Ich bin keine ...“ Ihre Stimme war fast tonlos.

„Sie meinen, Sie wären keine Nutte!“ sagte Fuchs. „Habe ich Sie da richtig verstanden?“

Ursula Altmann nickte. Sie stellte sich aber vor, sie würde mit dem zweiten Offizier des griechischen Fährschiffs eine intime Beziehung haben, die ihr gut tun würde. Jorgos Popularous wäre ein netter Kerl, der ihr den Hof machen würde und sie wäre darauf eingegangen. Wenn man sein Vaterland verlässt, und in eine ungewisse

Zukunft geht, ist man anfällig, dachte sie. Und ein wenig Wärme, ein wenig Liebe, täten verdammt gut.

„Ich mochte ihn. Aber was geht Sie das an?“ pokerte sie das Spiel mit.

„Jorgos Popularous steht auf unserer Lohnliste“, sagte der Jochen Fuchs. „Sie haben nicht einmal mit dem Arsch gewackelt, ohne dass wir es wussten!“

Fuchs tat, als schüge er eine Akte auf, blätterte darin, zerrte ein Blatt hervor und las:

„Es war nicht schwierig, die von Ihnen beschriebene Person zu kontaktieren. Am zweiten Tag kam sie mit in meine Kabine und blieb bis zum Morgen. Wir liebten uns mehrmals auf normale Art ...“

Der Journalist schaute hoch. Dann fuhr er erbarmungslos fort: „Sie stimulierte mich immer wieder. Dabei brachte sie die Oralerotik gekonnt zum Einsatz!“

„Schweigen Sie!“ Die Stimme Ursula Altmanns klang hart. „Sagen Sie mir jetzt präzise, was Sie von mir erwarten?“

„Sie werden für uns arbeiten!“

„Dann machen wir's kurz!“ sagte sie. „Muss ich etwas unterschreiben?“

„Haben Sie es nun verstanden“, fragte Jochen Fuchs. „So in etwa wird Ihre Befragung ablaufen. Glauben Sie, dem gewachsen zu sein?“

Die Frau nickte.

„Sie wird dem gewachsen sein“, sagte Rabbiner Lubliner, „denn anders kommt sie nicht in Israel rein!“

„Na, dann ist ja alles in Ordnung!“ Fuchs lächelte die junge Frau an.

„Es ist aber nicht der Grund, weshalb ich Sie gebeten habe, heute herzukommen“, sagte der Rabbiner. „Es wäre mir auch an einem der kommenden Tage recht gewesen.“

„Da bin ich bereits wieder unterwegs“, sagte der Journalist. „Nairobi. Ich gehe zur Jagd nach Afrika!“ und er